

Unser heutiges Evangelium schildert ein ungewöhnliches Ereignis: Die Predigt des Täufers Johannes zeigt tatsächlich Wirkung. Das Erstaunliche dabei ist, dass seine Zuhörer offensichtlich verstanden haben, dass es bei seinem Ruf zur Umkehr nicht um die Erzeugung irgendwelcher frommer Gefühle geht, sondern um ganz konkrete, praktische, handfeste Dinge. Deshalb ist es nur folgerichtig, wenn jetzt die Frage auftaucht: „Was sollen wir also tun?“ (V 10)

Die Antworten des Täufers auf diese Frage klingen im ersten Moment fast ein wenig enttäuschend; von ihm hätte man eigentlich Heftigeres erwartet. Den einen mutet er nur zu, dass sie von zwei Gewändern dem eines abgeben, der keines hat; von den Zöllnern verlangt er nicht, dass sie ihre Zusammenarbeit mit der verhassten, römischen Besatzungsmacht aufgeben, sondern nur, dass sie die Steuertarife nicht nach Belieben überhöhen; von den Soldaten fordert er nicht, dass sie ihr blutiges Handwerk aufgeben, sondern lediglich, dass sie ihre Macht nicht zu ihrem eigenen Interesse missbrauchen.

Wenn man diese Antworten des Täufers einmal genau anschaut, dann kommt da etwas Interessantes zum Vorschein: Allen seinen Forderungen ist nämlich gemeinsam, dass er nie etwas Zusätzliches fordert, etwas, das zu allem anderen noch dazukommt, keine Leistung, die zur ganz normalen Belastung noch oben drauf gepackt wird. Nein, alle seine Forderungen zielen immer nur auf einen Verzicht, auf ein Weniger, auf ein sich Begnügen mit dem Notwendigen. Deshalb klingen sie auch so überraschend bescheiden.

Doch genau darin sieht der Täufer Johannes die eigentliche Vorbereitung auf das Kommen des Messias.

Dass uns diese Antworten des Täufers so überraschend milde erscheinen, das könnte auch noch einen anderen Grund haben. Für uns ist nämlich fast alles Religiöse ganz selbstverständlich immer etwas Zusätzliches, etwas, das zu allem anderen noch dazu kommt. Unser normales Leben läuft doch exakt so wie das aller anderen auch; da gibt es fast keine Unterschiede. Doch dann haben wir als Glaubende eben noch dieses Zusätzliche, das – wie jede andere Vereinszugehörigkeit auch – eben zum Üblichen noch dazukommt.

Das wird besonders deutlich in der Adventszeit. Denn der ganze Advent, die ganze Vorbereitung auf Weihnachten ist im Wesentlichen gekennzeichnet durch ein Fülle von Aktivitäten, die zu allem anderen eben noch dazukommen: Adventskränze und Christbäume, Weihnachtsbäckereien, die Jagd nach Geschenken, das Hetzen von einer besinnlichen Stunde zur anderen, feuchtfröhliche Weihnachtsfeiern...

Immer ist es etwas Zusätzliches, etwas, das zu allem anderen noch dazukommt. Nicht umsonst ist für viele das Ende der Weihnachtszeit eine echte Erlösung: Schön wars, aber Gott sei Dank ist dieser Stress wieder vorüber.

Hinter all diese pseudoweihnachtlichen Umtriebe setzt der Täufer Johannes heute ein dickes Fragezeichen. Denn seine Vorstellung von Vorbereitung geht in die exakt entgegengesetzte Richtung. Statt immer noch mehr, fordert er ein spürbares Weniger. Doch genau damit trifft er den Kern, denn jetzt geht es um die Substanz, jetzt erst berührt sein Ruf das normale, das alltägliche Leben und verursacht genau hier Veränderungen, konkrete Umkehr. Denn etwas Zusätzliches ist zwar immer eine Belastung, verlangt zusätzliche Zeit und Mühen, aber es verändert nicht das Geringste am Menschen und seiner Lebensweise. Erst ein Weniger, erst ein Verzicht führt zu Änderungen in der persönlichen Lebensweise und bewirkt so ganz Umkehr. Erst ein Weniger berührt die eigene Existenz so sehr, dass es dann in der Folge zu einem Mehr werden kann für andere, die dringend auf dieses Weniger angewiesen sind.

Damit stößt uns der Täufer auf ein heute völlig vergessenes Thema: Als das Weihnachtsfest eingeführt wurde – und das war übrigens erst im Laufe der 4. Jahrhunderts n.Chr.! – da kopierte man ganz einfach das längst vorhandenen Osterfest. Und genau wie vor Ostern, so setzte man vor Weihnachten eine genauso lange Fastenzeit, nämlich 40 Tage; die begann deshalb bereits am 12. November, was dazu führte, dass man am 11.11. noch einmal richtig feierte und Vorräte aufbrauchte, denn diese vorweihnachtliche Fastenzeit war damals durch heftige Verzichtete gekennzeichnet.

Als die Gefahr immer größer wurde, dass für viele Weihnachten wichtiger wurde als Ostern, da wurde diese Fastenzeit auf die heutigen vier Adventswochen verkürzt, wie übrigens später dann auch die Zeit nach Weihnachten. Bei einer Renovierung des Kirchenrechts während des 1. Weltkrieges hat die Kirche sich dann nicht mehr getraut, den Advent als Fastenzeit zu bezeichnen. Das ändert aber nichts daran, dass er ursprünglich eine solche ist, denn das Fasten war schon immer eine wesentliche Vorbereitung auf wirklich wichtige Ereignisse. Wenn man dies einmal bewusst wahrnimmt, dann spürt man erst, wie völlig entartete all das ist, was jetzt wieder inszeniert wird.

An was der Täufer Johannes heute im Evangelium so deutlich erinnert, was ursprünglich einmal den Advent ganz selbstverständlich geprägt hat – ich vermute, dass die Älteren sich noch sehr gut daran erinnern – das hat noch eine ganz andere Dimension: In einer Zeit, in der der Klimawandel immer deutlicher zu einer konkreten Bedrohung wird, in einer Zeit, in der wir immer noch von einem Wirtschaftssystem profitieren, das andere schamlos ausnutzt, in einer solchen Zeit bekommen die Antworten des Täufers Johannes auf die Frage der Leute: „Was sollen wir also tun?“, noch einmal eine ganz neue Bedeutung. Denn all die heute so bedrohlichen Entwicklungen sind nur noch dann tatsächlich aufzuhalten, wenn die Bereitschaft wächst für fundamentale und einschneidende Verzichtete, eben zu einem echten Advent.

Wenn uns das nicht gelingt, dann werden wir es wohl auf andere Weise schmerzhaft lernen müssen.